

Familienaufstellungen aus phänomenologischer Sicht

Familienaufstellungen stellen ein noch relativ junges Therapieverfahren dar. Wie es häufig der Fall ist, wurde die Methode zunächst auf vorwiegend empirischer Basis entwickelt, so dass zwischen dem Stand der Praxis und ihrer Theorie noch gewisse Lücken klaffen. Über die Wirkungsweise der Aufstellungen, ja selbst über die Natur der dabei auftretenden Phänomene besteht vielfach noch Unklarheit. Die Erfahrungen erscheinen mitunter rätselhaft oder geheimnisvoll, manchen Teilnehmern auch geradezu „übernatürlich“, und sie sind geneigt, dem Therapeuten quasi-seherische Fähigkeiten zuzuschreiben. Das mag zwar die Wirksamkeit der Methode gerade bei suggestiblen Menschen erhöhen, dürfte aber skeptischere Beobachter eher abschrecken und die Reputation der Familientherapie in einer Zeit, in der therapeutische Verfahren vor allem auf ihre „Wissenschaftlichkeit“ hin geprüft werden, unnötig gefährden. Der folgende Beitrag versucht zu einer kritischen Reflexion der Aufstellungen aus phänomenologischer Sicht beizutragen.

Dieser Ansatz legt sich zunächst nahe, weil Bert Hellinger als einer der Pioniere der Aufstellungsarbeit selbst von einer „phänomenologischen Methode“ spricht, die eine unsichtbare Wirklichkeit sichtbar mache. Welcher Art ist diese Wirklichkeit? Was geschieht eigentlich in den Aufstellungen? Zwei gegensätzliche Erklärungsmodelle sind häufig anzutreffen:

– Die an traditionellen, psychodynamischen Theorien orientierten Erklärungen sehen in der Aufstellung eine „symbolische“ Darstellung konflikthafter Beziehungen, eine „Projektion“ oder „Externalisierung“ innerer Bilder. Die unbewussten Identifikationen der Beteiligten träten in der szenischen Darstellung nach außen.

– Vertreter einer anderen Interpretation wehren sich gegen die Relativierung der Aufstellungserfahrung als „Projektionen“ und „Reintrojektionen“. Sie berufen sich insbesondere auf die Beobachtungen, dass Stellvertreter nicht selten in ähnlicher Weise sprechen, agieren oder sogar gleiche psychosomatische Symptome erleben wie die von ihnen dargestellten Personen. Bei den Aufstellungen müsse es sich daher um das Eintreten in eine überpersönliche, objektiv vorhandene Wirklichkeit handeln, in ein „an sich“ bestehendes Feld, das von den Personen als Indikatoren in der Aufstellung nur sichtbar gemacht würde. Mitunter wird sogar die Auffassung vertreten, die von den Protagonisten empfundenen Wirkungen gingen auf reale Einflüsse der repräsentierten Personen zurück, womöglich auf unmittelbaren Kontakt mit Verstorbenen.

Bei aller Gegensätzlichkeit ist diesen Erklärungsmodellen die Vorstellung gemeinsam, dass unser seelisches Erleben sich letztlich in einer unräumlichen, verborgenen Innenwelt vollziehe – sei es die des Bewusstseins oder des Unbewusst-

ten. Wenn seelische Phänomene nun in einer räumlich sichtbaren und erfahrbaren Weise auftreten, dann müssen sie gemäß dieser Vorstellung entweder „projiziert“, d. h. nur scheinbar oder „symbolisch“ im Äußeren präsent sein – so die psychodynamische Deutung. Oder aber es muss sich um eine ganz neue, quasi objektive psychische Realität handeln, um ein überindividuelles Seelisches, eine „größere Wirklichkeit“, ein „raumzeitübergreifendes Feld“ oder wie die Begriffe dafür noch lauten mögen – so die „esoterische“ Deutung. Die eine Erklärung relativiert und reduziert die primäre Erfahrung der an der Aufstellung Beteiligten auf Projektionen innerpsychischer Zustände; die andere Erklärung postuliert eine letztlich übersinnliche Realität, die in der Aufstellung sichtbar werden soll.

Demgegenüber will ich im Folgenden eine andere Interpretation der Aufstellungserfahrungen vorschlagen, nämlich auf leibphänomenologischer Grundlage. Dabei gehe ich von der Voraussetzung aus, dass es sich bei der vermeintlichen „Innenwelt“ des Seelischen tatsächlich immer schon um eine räumlich ausgedehnte und erlebte Realität handelt, nämlich um die Wirkungen, Eindrücke, Ausstrahlungen und Kräfte, die wir über das Medium unseres Leibes in der alltäglichen Umwelt fortwährend spüren und wahrnehmen. Aus dieser phänomenologischen Perspektive lassen sich die Phänomene, die im Rahmen von Familienaufstellungen auftreten, auf die besondere Verbindung und „Verdichtung“ dreier Grundstrukturen des Erlebens zurückführen, nämlich von Leib, Raum und Zeit. Die Verdichtung erzeugt das „Wirkfeld“ der Aufstellung, wobei dieses Feld keinen übersinnlichen oder metaphysischen Charakter trägt, sondern nur die immer schon raumzeitlichen Strukturen unserer Beziehungen und Gefühle in intensiver Form sichtbar macht.

Leib

Beginnen wir bei den ersten Erfahrungen der Teilnehmer an einer Aufstellung, die oft unmittelbar leiblicher Natur sind. Eine Vielfalt von Empfindungen tritt auf: etwa intensive Wärme oder Kälte auf einer Körperseite, Spannungs-, Engegefühle, Schwäche, Schwindel, Leere und vor allem unwillkürliche Bewegungstendenzen („es zieht mich nach hinten“, „ich möchte nach links ausweichen“ usw.). Eine phänomenologische Einstellung nimmt gerade solche Aussagen ernst, handelt es sich doch um noch ungefilterte Empfindungen, die nicht durch Vorstellungen von der Familienkonstellation, durch reflektierende Überlegungen oder Beurteilungen zustande kommen. Solche primären Empfindungen können am meisten über die Struktur des

Wirkfeldes aussagen, und man wird gut daran tun, die Beteiligten immer wieder anzuhalten, zunächst möglichst genau und ohne eigene Überlegung ihr leibliches Erleben zu schildern.

Wie sind solche Empfindungen zu verstehen? Tatsächlich begleiten vielfältige leibliche Regungen fortwährend unseren Umgang mit alltäglichen Situationen, sie bleiben nur zumeist im Hintergrund. Jede Veränderung unserer Umgebung, sei es in räumlicher oder in sozialer Hinsicht, wirkt sich auf unser leibliches Befinden aus: Wir fühlen uns etwa beengt oder geweitet, beklommen oder befreit, gedrückt oder gehoben, gelöst oder angespannt, je nachdem, in welchem Raum, in welcher Atmosphäre und Situation wir uns aufhalten. Diese Enge, Weite, Spannung, Lockerung etc. ist gar nichts „Innerpsychisches“, sondern in unserem gespürten Leib (vor allem im Brustraum, aber keineswegs nur dort) ausgedehnt erfahrbar. Wir können sie als leibliche Resonanz bezeichnen, in Analogie zum Mitschwingen eines physikalischen Körpers mit einem Ton seiner Eigenfrequenz.

Der Leib ist somit der „Resonanzkörper“ für das Empfinden von Atmosphären, aber auch von Stimmungen und Gefühlen, die immer mit körperlichen Regungen verbunden sind. Man denke an die Röte der Scham, die Wärme der Zuneigung, die Verkrampfung der Wut, die Enge und Beklemmung der Angst usw. Dabei enthalten Gefühle immer auch leibliche Richtungen oder „Vektoren“:

Die Freude macht beschwingt, leicht und hebt uns empor; Trauer beschwert und zieht hinab; vor Scham möchte man „in den Boden versinken“, vor Ekel sich abwenden. Die Angst treibt uns zur Flucht, die Wut gegen den Angreifer, die Liebe zieht uns zum Geliebten usw. Gefühle lassen sich so als räumliche Felder auffassen, die bestimmte Bewegungen und Gesten nahe legen oder vorzeichnen. Wir treffen also im Seelischen auf durchaus räumliche Phänomene, die leiblich gespürt und durch die leiblichen (Ausdrucks-) Bewegungen auch sichtbar werden. Am kindlichen Verhalten sind diese „Kraftlinien“ der Gefühle noch deutlicher abzulesen: Kinder nähern sich unbefangen, wenn sie neugierig sind, springen in die Höhe, wenn sie sich freuen, oder lassen sich fallen, wenn sie enttäuscht sind. Gefühl und leiblicher Ausdruck sind eins. Die seelische Welt des Kindes ist „außen“, und erst im Verlauf des Heranwachsens werden die Gefühle mehr und mehr verinnerlicht, so dass ihre Feldwirkungen oft nur noch für den genauen Beobachter erkennbar sind.

Raum

Die Überlegungen zur leiblichen Resonanz haben bereits eine Räumlichkeit aufgezeigt, die von ganz anderer Art ist als der physikalische Raum materieller Dinge, den wir gewöhnlich als den „realen“ annehmen. Der erlebte Raum ist vielmehr ein seelisch „aufgeladener“, von Anziehungs-, Abstoßungswirkungen, emotionalen Kräften und Vektoren

erfüllter Raum. Er gleicht eher einem Gravitations- oder Magnetfeld, also einem ausgedehnten Gefüge von Kräften und Wirkungen, die sich an gewissen Knotenpunkten verdichten. Wir können uns dies wieder am Verhalten eines kleinen Kindes bei seiner Mutter verdeutlichen: Die Mutter ist zunächst der „sichere Hafen“, gleichsam das Gravitationszentrum, das den erlebten Raum des Kindes krümmt, so dass es sich zunächst nur in ihrer Nähe bewegt. Der Raum enthält einen Gradienten, er wird „leerer“, je weiter sich das Kind von der Mutter entfernt. Zwar verdichtet er sich wieder um andere, fremde Personen, doch macht das Kind lieber einen Bogen um sie: Die Raumkrümmung in ihrer Nähe ist „negativ“. Mutterbindung, Neugier und Furcht bilden somit gegensätzliche Feldkräfte, die das Verhalten des Kindes bestimmen.

Auch unser alltägliches Verhalten vollzieht sich in ständig wechselnden Feldern, die durch unsere Wahrnehmungen, Gewohnheiten, Gefühle, Neigungen, aber auch durch die Ausstrahlung und Wirkung anderer Menschen auf uns geformt werden. In diesem Lebensraum spielen interpersonale Beziehungen eine entscheidende Rolle. Wir brauchen nur unseren normalen Tagesablauf zu verfolgen, um zu sehen, dass unsere räumlichen Bewegungen zum größten Teil von Beziehungserwartungen, -angeboten, -verpflichtungen usw. bestimmt werden. Solche sozialen Strukturen kommen wesentlich in Territorien zum Ausdruck, die bestimmte Bedeutungen haben, die wir für uns behaupten oder auch mit anderen teilen, in denen etwas erlaubt oder verboten ist usw. Bereits die persönliche oder Intimsphäre stellt ein solches Territorium dar. Sie bildet eine Schutzzone um den eigenen Leib, deren Überschreitung als aufdringlich, verletzend oder bedrohlich empfunden wird. Andere Territorien sind die Wohnung, das eigene Auto, der Arbeitsplatz usw. Status- und Rangordnungen schlagen sich in räumlich-territorialen Verhaltensweisen nieder (z. B. respektvoller Abstand vor einer Autorität, Sprechen vom Rednerpult oder von der Kanzel herab, Anklopfen beim Betreten eines Zimmers, Sich-rückwärts-Entfernen nach einer Audienz usw.). Über die soziale Bedeutung des Stehens, Liegens, Sitzens oder Kniens als Ausdruck von Beziehungs- und Machtstrukturen ließe sich eine eigene Abhandlung schreiben.

Die zuvor erwähnte Ambivalenz des Kindes zwischen Mutterbindung und Neugier hat bereits ein Beispiel dafür gegeben, dass seelische Konflikte immer zugleich räumlicher Natur sind. Sie lassen sich als widerstreitende Richtungen im Lebensraum auffassen (z. B. Annäherungs- versus Abwendungstendenz bzw. Appetenz-Aversionskonflikt). Auch zwischenmenschliche Konflikte sind solcher Art. Es geht um die Abgrenzung und Behauptung von Territorien oder Einflussbereichen, z. B. um „Nähe“ oder „Distanz“, „Entgegenkommen“ oder „Abweisung“, „Offenheit“ oder „Rückzug“ usw. All diese Begriffe enthalten Räumlichkeit, und zwar keineswegs nur eine „symbolische“. In einem Konflikt nachzugeben bedeutet z. B., im gemein-

samen Spannungsfeld einen Raum freizugeben, den der andere besetzen kann. Das wird auch leiblich spürbar, weshalb wir davon sprechen, dass jemand „weich geworden“, „eingeknickt“, „in die Knie gegangen ist“ oder „kein Rückgrat gezeigt hat“. Auch wer seinem Diskussionspartner etwas „einräumt“, macht unwillkürlich auch eine Geste der Überlassung, senkt die Stimme oder den Blick und zeigt so die Aufgabe eines Einflussbereichs an. Wenn wir uns diese alltägliche Räumlichkeit des Seelischen vergegenwärtigen, muten die Erfahrungen in Familien- oder Organisationsaufstellungen bereits weniger geheimnisvoll an. Die räumliche Konfiguration einer Gruppe von Personen bedeutet nicht etwa nur eine „symbolische“ Darstellung von Beziehungen. Sie verdichtet vielmehr nur den interpersonalen Raum, in dem wir ständig leben, dessen Strukturen aber sonst aufgrund der ständigen Bewegungen aller Personen nicht in gleicher Weise sichtbar werden. Die Verdichtung geschieht in der Aufstellung zum einen durch die Konzentration der Beteiligten in einem umgrenzten Raum, zum anderen durch ihr Verharren in einer Position. Jeder aufgestellten Konfiguration wohnt bereits als solcher eine seelische und soziale Bedeutung inne: Nähe oder Ferne, Enge oder Weite, Ab- oder Zuwendung, Front-, Seit- oder Kreisstellung der Personen drücken jeweils bestimmte Gefühle und Beziehungsmuster aus, die in der angehaltenen Stellung besser wahrnehmbar sind. Solche Konfigurationen erleben die Angehörigen einer Kulturgemeinschaft in weitgehend ähnlicher Weise, so dass auch an sich unbeteiligte Stellvertreter die Positions- und Kräfteverhältnisse in einem System spüren können.

Zeit

Die phänomenologische Analyse der Familienaufstellungen wird erst vollständig, wenn wir auch die zeitliche Dimension mit einbeziehen. Denn die aufgestellte Konfiguration stellt ja nicht eine bestimmte vergangene Situation dar, sondern eine Beziehungs- und Gefühlskonstellation, die sich durch ungezählte Situationen, Wiederholungen und Überlagerungen hindurch als ein „Auszug von Erfahrungen“ im Aufstellenden niedergeschlagen hat. Diese Konstellation lässt sich als ein „Zusammenzug“ diachron verlaufender Beziehungsprozesse in eine synchrone Struktur verstehen, die in der Aufstellung als solche sichtbar gemacht wird. In ihr ist die Vergangenheit der Familie insgesamt gegenwärtig, vergleichbar einer alten Stadt, in deren gewachsener Struktur sich die Tätigkeiten und Beziehungen vieler Generationen niedergeschlagen haben, ohne noch einzeln erkennbar zu sein. Wir tragen gewissermaßen die „Landkarte“ unserer Herkunftsfamilie ständig mit uns herum.

Wie bildet sich ein solcher „Auszug von Erfahrungen“? Welche Form von Gedächtnis ist hier wirksam? Familientherapeuten sprechen oft von einem „Bild“ der Familie, das unbewusst im Aufstellenden wirksam ist. Allerdings

entspricht ein Bild, wie es etwa ein Porträt oder eine Fotografie darstellt, eher einer bestimmten und bewussten Erinnerung. Ich habe z.B. das „Bild“ noch vor Augen, wie meine Familie am Geburtstag meiner Großmutter um sie versammelt war. Solche Erinnerungsbilder, die wir uns vorstellen können, sind es aber zumeist nicht, die den Aufstellenden leiten. Was dabei in ihm wirksam ist, ist vielmehr die räumliche Gestalt einer Beziehungsstruktur, der er selbst angehört. So spürt er z. B. die ihm nahe stehende Schwester intuitiv an seiner rechten Seite, den jüngsten Bruder eher abseits, den Vater beruhigend in seinem Rücken usw. Die Familie steht ihm nicht als Bild gegenüber (dies beträfe nur den Sonderfall, dass sich ein Aufstellender in betontem Gegensatz zu seiner Familie als Außenseiter oder Ausgeschlossener fühlt), sondern sie umgibt ihn wie ein unsichtbares Feld, dessen Knotenpunkte auch ohne die Anwesenheit der Familienmitglieder spürbar sind. Die „Landkarte“ oder besser: die Gestalt seiner Familie ist somit Teil seines leiblichen Gedächtnisses.

Wir können uns diese Form des Gedächtnisses anhand einer Analogie veranschaulichen, nämlich am so genannten Körperschema. Damit ist zunächst die selbstverständliche Orientierung am eigenen Leib gemeint, aber auch das gewohnheitsmäßige Sich-Zurechtfinden mit den Dingen meiner Umgebung. Ich weiß nicht nur, ohne hinzusehen, wo meine Hand oder mein Fuß ist, sondern finde auch automatisch die Gangschaltung oder das Bremspedal meines Autos, die richtigen Tasten meines Computers etc. Ich spüre die Dinge an ihrer Stelle schon im Voraus und bin überrascht, wenn ich sie dort nicht antreffe. Sie sind durch den vielfach wiederholten Umgang in meine leiblichen Gewohnheiten, in mein Leibgedächtnis eingegangen und zum Teil meines Körperschemas geworden. Dieses Gedächtnis aktualisiert sich, sobald ich mit dem betreffenden Gegenstand wieder zu tun habe, selbst wenn das letzte Mal jahrelang her ist.

Ganz ähnlich verhält es sich nun aber auch mit den Menschen, die für mich bedeutsam sind. Sie konfigurieren sich gemäß den relevanten Erfahrungen, die ich mit ihnen gemacht habe, um mich herum; ich spüre sie, wie Merleau-Ponty es einmal ausgedrückt hat, „in den Nischen“ meines eigenen Leibes. Wenn z. B. der Vater in wichtigen Situationen meiner Kindheit tatsächlich „hinter mir gestanden“, mir auf die Schultern geklopft, mich beim Fußballspielen angefeuert hat, wenn ich bei meinen Schritten in die Welt hinaus immer wieder seinen Blick oder seine Stimme hinter mir gespürt habe, dann bleibt auch in meinem leiblichen Gedächtnis ein heute vielleicht nur vages, aber durchaus wirksames „Vater-im-Rücken-Gefühl“. Fehlen hingegen solche Erfahrungen oder verhielt sich mein Vater ambivalent, dann bleibt stattdessen eine Leere, und ich muss mich später krampfhaft aufrecht halten, um in schwierigen Situationen nicht „nach hinten zu kippen“. Noch ein weiteres Phänomen kann das Gemeinte veranschaulichen: Beim Tod des Lebenspartners kann einerseits

die Trennung von ihm wie ein leiblicher Schmerz, ja wie eine offene Wunde am Leib spürbar werden (vor allem an der Vorderseite, der Brust- oder Herzgegend). Andererseits entsteht oft das intensive und unabweisbare Gefühl, der Verstorbene sei noch unsichtbar im Raum gegenwärtig (was bis zum Hören seiner Stimme oder optischer Halluzination seiner Anwesenheit gehen kann). Wir können uns dies so erklären, dass durch die langjährige Vertrautheit der Verstorbene zum Teil des leiblichen Gedächtnisses geworden ist, so dass sein Verlust ähnlich empfunden wird wie eine Amputation. Auch dabei entsteht ja in der Regel ein Phantomglied, das unabweisbar räumlich an der Stelle des fehlenden Glieds gespürt wird. Solche Phantom-Phänomene sind natürlich sehr intensiver Natur, da durch den plötzlichen Verlust eine Bindung abrupt zerreißt, während sich sonst das leibliche Gedächtnis allmählich umstrukturiert. Dennoch bleiben auch die einmal für mich zentralen Bezugspersonen meiner Kindheit, selbst wenn sie längst gestorben sind, immer Teil meines leiblichen und emotionalen Spürens, gewissermaßen wie latente Phantomglieder.

Fassen wir zusammen: Unsere Vergangenheit wirkt fort in Mustern und Konfigurationen, die wir in einem meist unbewussten, räumlich ausgedehnten Gedächtnis ständig mit uns tragen, die sich wie ein unsichtbares Geflecht um uns ausbreiten und über unsere aktuellen Beziehungen legen. Dieses im leiblichen Raum latent gegenwärtige Muster wird in der Aufstellung sichtbar gemacht und eigentlich erst dadurch zum „Bild“. Gerade durch die Aufstellung können die unbewusst wirksamen Bindungen als solche erkannt, d. h. die anderen Personen als vom eigenen Ich getrennt wahrgenommen und anerkannt werden. Bereits die Darstellung der „Phantome“ als sichtbares, dem Aufstellenden gegenüberstehendes Bild bedeutet nämlich ein Stück Distanzierung von der unbewussten Wirkung des Leibgedächtnisses. In der therapeutischen Arbeit der Aufstellung entsteht darüber hinaus ein neues Bild, das nun auf das leibliche Gedächtnis zurückwirken kann. Diese Rückwirkung wird freilich nur möglich sein, wenn das Bild einer bereits in der unbewussten Beziehungsstruktur angelegten Neugewichtung entspricht und daher auch als „stimmig“ erlebt wird.

Abschließende Überlegungen

Eine Frage ist nun allerdings noch nicht beantwortet: Wenn die latenten familiären Muster dem leiblichen Gedächtnis einer Person angehören, wie können sie dann von unbeteiligten Stellvertretern „am eigenen Leib“ gespürt werden? – Hier spielt eine weitere Eigenschaft der Leiblichkeit eine Rolle, die als mimetisches oder Nachahmungsvermögen bezeichnet werden kann. Es zeigt sich beispielsweise dann, wenn wir die Haltung, Gestik, Stimme oder Rolle einer anderen Person nachahmen und uns dabei für einen Moment „so wie sie“ fühlen. Diese über eine ähnli-

che leibliche Verfassung vermittelte Identifikation kann sehr weit reichen. So berichteten die Psychiater Brown und Stoudemire von einer 46-jährigen Patientin, die seit dem Tod ihres Mannes an therapieresistenten Schmerzen im linken Arm litt. Offensichtlich stellte das Symptom eine leibliche Nachahmung der Schmerzen ihres Mannes dar, der nach einer Reihe von Angina-Pectoris-Anfällen an Herzinfarkt gestorben war. Aufgrund intensiver Schuldgefühle hatte sich bei der Patientin keine Trauerreaktion entwickeln können. Ihre Schmerzen ließen nach, sobald sie dies mit psychotherapeutischer Hilfe nachholen konnte.

Auch hier haben wir es mit einem besonders intensiven Beispiel leiblicher Mimesis zu tun. Doch können bei Familienaufstellungen durchaus vergleichbare Phänomene auftreten, so dass etwa ein Stellvertreter ähnliche Symptome entwickelt wie ein Familienmitglied. Offensichtlich kann die leibliche Mimesis nicht nur durch übereinstimmende Haltung, sondern auch durch Eintreten in die gleiche Beziehungskonfiguration vermittelt sein. Dabei spielt natürlich eine wesentliche Rolle, dass die familiären Grundstrukturen (Vater, Mutter, Geschwister usw.) übereinstimmende Erfahrungen aller darstellen – man braucht dazu keineswegs Vorstellungen vom kollektiven Unbewussten oder von Archetypen zu bemühen. Tritt nun ein Stellvertreter als „Kind“ in eine Konfiguration ein, die schon räumlich durch eine ausgesprochene Spannung und feindselige Abwendung der Eltern voneinander charakterisiert ist, so ist auch ohne Zuhilfenahme übersinnlicher Wirkungen vorstellbar, dass er nicht nur die gleichen Gefühle empfindet wie das wirkliche Kind, sondern die Spannung auch leiblich ganz ähnlich beantwortet, etwa mit Bauchkrämpfen oder Atembeklemmung. So verblüffend dies im Einzelfall sein mag, es zeigt doch nur, wie sehr die familiären Muster innerhalb einer Kultur im Grundsätzlichen übereinstimmen. Daraus auf die quasi autonome, vom leiblichen Gedächtnis des Aufstellenden unabhängige Existenz eines Familienfeldes oder gar auf die Präsenz toter Familienmitglieder zu schließen erscheint nach dem Grundsatz der möglichsten Sparsamkeit der Erklärungsprinzipien nicht gerechtfertigt. Auch ohne solche Annahmen sind die in den Familienaufstellungen erfahrbaren Phänomene faszinierend genug. In kaum einem anderen Therapieverfahren dürfte die räumliche Wirklichkeit des Seelischen in gleicher Weise anschaulich werden – entgegen dem psychodynamischen Reduktionismus, der Seelisches gerne in eine innerpsychische Kammer einsperren möchte. Eine phänomenologische Einstellung kann dabei helfen, diese Erfahrungen immer differenzierter wahrzunehmen, ernst zu nehmen und für die Therapie nutzbar zu machen. Sie bewahrt andererseits vor dem Übersprung in eine naive Esoterik, die der Sache nicht dienlich wäre. Denn jede Mystifizierung macht früher oder später phänomenblind – zunächst vielleicht nur die Klienten, später auch die Therapeuten. Die Familientherapie hat dies nicht nötig. Ein Stück „Entzauberung“ wird ihre Wirksamkeit nicht beeinträchtigen.